

BUCHBESPRECHUNGEN

Zur Theorie der Gruppe

Untersuchungsgegenstand der modernen Soziologie ist die in unablässiger Veränderung befindliche Industriegesellschaft des 20. Jahrhunderts, eine Gesellschaft, die weder Stabilität noch Gleichförmigkeit eignet. Kein Wunder, wenn die Soziologen den Mangel eines einheitlichen Gedankensystems bzw. einer übereinstimmenden Terminologie beklagen. Nicht zuletzt deswegen verdienen alle jene Arbeiten unser Interesse, die eine theoretische Grundlegung der Soziologie verfolgen.

Zu diesen Arbeiten gehört auch *Georg Caspar Homans* „Theorie der sozialen Gruppe“¹⁾. Aus zwei Gründen, so betont H., habe er sich

auf das Studium der Gruppe konzentriert: „Einmal des reinen Interesses am Gegenstand wegen und zum anderen aus dem Wunsch heraus, zu einer neuen soziologischen Synthese zu gelangen“ (S. 29/30). Der Akzent liegt auf „neu“, denn, so fährt H. fort, wohl hätte die erste und zweite Soziologengeneration von *Comte* bis *Max Weber* „große, wenn auch unzulängliche Synthesen“ geschaffen, oder wohl seien von den Soziologen zwischen den beiden Weltkriegen „eine Anzahl von ausgezeichneten Detailstudien einzelner sozialer Gruppen“ hervorgebracht, doch ihre Hypothesen waren „nicht genügend generalisiert, als daß man sie für alle oder auch nur für viele Gruppen hätte nutzbar machen können“. Deshalb also „Synthese des Mikrokosmos — das ist möglicherweise ein erreichbares Ziel —, und der Bezirk der Gruppe ist vielleicht klein genug, um ihn völlig zu umschreiten“ (S. 30/31).

Untersucht werden fünf sehr verschiedene Gruppen, nämlich eine Fabrikarbeitergruppe, eine Straßenjungenbande, ein Eingeborenen-

1) George Caspar Homans: Theorie der sozialen Gruppen. Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1960. 450 S., Ln. 37,50 DM.

stamm auf einer polynesischen Insel, eine kleine Ortschaft in Neuengland und eine Ingenieurgruppe einer Elektrogerätefirma; bestimmt werden soll ihr soziales Verhalten. Aus den Ergebnissen dieser verschiedenen Verhaltensweisen will H. die neue soziologische Synthese gewinnen. Seine Fragestellung umfaßt demnach nicht nur die Bedingungen der Entstehung, der Entfaltung und der Auflösung der Gruppe, sondern insbesondere die die Gruppe konstituierenden Elemente.

Diese sind nun in der Homansschen Terminologie Aktivität, Interaktion und Gefühl, d.h. 1. das Tun der Mitglieder in der Gruppe, 2. die durch dieses Tun erzeugten Beziehungen unter ihren Mitgliedern und 3. die Gesamtheit der inneren Empfindungen. Mit diesen Elementen, die sich alle in Abhängigkeit voneinander befinden, verbindet H. noch die Normen, d. h. das „erwartete Verhalten“ der Gruppenmitglieder (136). Den Zustand dieser Elemente und ihre gegenseitigen Beziehungen nennt H. das „äußere System“, weil es durch die Umwelt bedingt ist (108/9), und die „Entfaltung des Gruppenverhaltens, das aus dem äußeren System hervorgeht und ihrerseits auf sie einwirkt...“, aber nicht direkt von der Umwelt bedingt ist . . . , das „innere System“ (124). Beide machen nach Homans das gesamte soziale System aus.

Worauf ist nun das Streben der Elemente des Gruppenverhaltens gerichtet, was bezwecken sie? H. antwortet: sie bezwecken die Erhaltung bzw. Wiederherstellung des Gleichgewichts der Gruppe. Wesentlich in diesem Prozeß der Findung des Gleichgewichts ist die Kontrolle, durch die „das Verhalten eines Menschen, der von seinem bestehenden Ausmaß der Einhaltung einer Norm abgewichen ist, auf dieses Ausmaß zurückgebracht wird, bzw. im Falle seines Abweichens zurückgebracht würde“ (288). Die Kontrolle nun wird ausgeübt von dem „Führer“ der Gruppe, d. h. dem Manne, „welcher der Erfüllung der von der Gruppe am höchsten bewerteten Normen am nächsten kommt... Gerade dies verleiht ihm seinen hohen Rang, und der Rang zieht die Leute an... in dem Führer hat das Interaktionsschema seinen Mittelpunkt. Gleichzeitig beinhaltet sein hoher Rang das Recht, die Kontrolle der Gruppe zu übernehmen, und die Ausübung der Kontrolle trägt ihrerseits wiederum dazu bei, das Prestige des Führers aufrechtzuerhalten“ (192).

Andere wichtige Abschnitte seiner Untersuchungen beschreiben den Prozeß der Entfaltung der Gruppe durch Anpassung und durch das Gleichgewicht der die Gruppe bestimmenden Elemente, wobei H. nachdrücklich feststellt, daß die Gruppe die stabilste Einheit in der Gesellschaft sei.

Hat H. nun sein Ziel, eine neue soziologische Synthese zu geben, erreicht? Er selbst räumt ein, daß „menschliche Gruppen auf den ersten

Blick sehr verschieden voneinander sind und das Verhalten außerordentlich variiert. Aber trotz dieser Unterschiede sind wir der Meinung, daß sich die zwischen den Verhaltens-elementen bestehenden Beziehungen vielleicht doch überall gleichbleiben“ (409). Diese Gemeinsamkeiten bzw. Gleichförmigkeiten beständen demnach in den von H. beschriebenen Elementen. Allerdings fügt er hinzu — und das spricht für die Vorsicht, mit der er seine Schlüsse zieht — „Gruppen sind deshalb einander ähnlich, weil viele der analytischen Hypothesen auf sie alle zutreffen, daß sie sich aber nach den Werten der in diese Hypothesen eingehenden Elemente unterscheiden“ (413). Diese Werte jedoch werden durch die die Gruppe beeinflussenden Umstände, durch die zwischen Gruppe und Umwelt bestehenden Beziehungen bestimmt. (Ebd.) Diese letztere Einschränkung läßt jedoch genügend Raum für eine eindrucksvolle Generalisierung im Rahmen der von H. angestrebten Synthese, und ihre Ergebnisse scheinen uns für die theoretische Fundierung der Gruppensoziologie wegen der exakten Beweisführung und der terminologischen Sauberkeit außerordentlich wichtig zu sein.

Allerdings, und das sei kritisch vermerkt, gerade die Verschiedenartigkeit der Wertauffassungen in den einzelnen Gruppen ist doch ein Ergebnis der die Gruppen formenden geschichtlichen Umwelt, d. h. größerer gesellschaftlicher Gebilde. Erst durch diese größeren gesellschaftlichen Gebilde erhalten sie ihren konkreten geschichtlichen Charakter und ihre konkrete geschichtliche Dynamik — jedenfalls in den Hochkulturen.

Diese Feststellung zielt besonders auf die Ausführungen H.'s im letzten Kapitel: Gruppe und Zivilisation. In ihm versucht er, Ergebnisse der Gruppenforschung auf höhere gesellschaftliche Einheiten anzuwenden. Er stellt fest, daß die „Zugehörigkeit zu einer Gruppe den Menschen erst trägt, ihm die Aufrechterhaltung seines inneren Gleichgewichts unter den gewöhnlichen Lebensschlägen ermöglicht und ihm zur Aufzucht von Kindern verhilft, die ihrerseits glücklich und widerstandsfähig sind“. Wird also die Gruppe durch den „bloßen Wachstumsprozeß“ der Zivilisation zerstört, kann der Bestand einer Zivilisation ernstlich gefährdet sein (421). Deswegen komme alles darauf an, daß neue Gruppen sich entwickeln, und „die Werte der kleinen Gruppe auch auf der Ebene der Zivilisation erhalten werden“ (429). Weiter folgert H., daß die Zivilisation, will sie bestehenbleiben, „in der Beziehung zwischen den die Gesellschaft bildenden Gruppen und der zentralen Leitung der Gesellschaft manche Merkmale der kleinen Gruppe beibehalten muß (431)“. H. versucht also, der Gruppe im Geschichtsprozeß eine zentrale Stellung zu geben, und interpretiert dementsprechend — wenn auch sehr vorsichtig — einige

geschichtliche Konstellationen. Hier scheinen uns aber die Ergebnisse seiner Gruppenforschung in unzulässiger Weise auf die Geschichte angewandt zu sein. Denn das Begreifen einer geschichtlichen Totalität ist doch abhängig von dem Begreifen größerer gesellschaftlicher Einheiten. Das bedeutet nicht, daß die Homanschen Geschichtsthesen nicht diskutabel seien — sie sind es durchaus — vielmehr daß die sehr komplizierten Beziehungen zwischen den Gruppen und den größeren sozialen Einheiten noch eingehend untersucht werden müssen, bevor solche Folgerungen wie die von H. gezogen werden können.

Diese Einschränkung trifft aber nicht das eigentliche Anliegen des Homanschen Buches; deswegen sei noch einmal unterstrichen, daß H.'s Theorie ein wesentlicher und gründlich durchdachter Beitrag zur theoretischen Grundlegung der Gruppensoziologie ist.

Dr. Werner Jahn

ROBERT L. HEILBRONER
WIRTSCHAFT UND WISSEN ZWEI
JAHRHUNDERTE NATIONAL-
ÖKONOMIE

Ins Deutsche übertragen von Dr. Julius Wünsche. Bund-Verlag, Köln 1960. 423 S., Ln. 23,— DM.

Heilbroner legt zunächst dar, daß und warum erst mit der Entwicklung der modernen Industriegesellschaft die Nationalökonomie als gesonderte Wissenschaft entstand. Er setzt sich dann, beachtenswert objektiv, mit den Auffassungen ihrer wichtigsten Vertreter auseinander, insbesondere mit denen in der angelsächsischen Welt. *Adam Smith, Ricardo, Malthus, J. St. Mill*, die sogenannten utopischen Sozialisten, *Karl Marx, Hobson* (dessen Ableitung des Imperialismus aus dem Kapitalismus *Lenin* gern zitierte), *Thorstein Veblen, Keynes* und seine in verschiedene Lager aufgespaltenen heutigen Anhänger (*Balogh, Galbraith* u. a.) sowie der deutsch-amerikanische Professor *Schumpeter* sind die bekanntesten unter ihnen. Den Abschluß bildet ein Kapitel Heilbroners „Der moderne amerikanische Kapitalismus“ und zwei Kapitel von *Paul Streeten* über „Reformierter Kapitalismus in England“ und „Die geplante Welt von heute“.

Gut wird in dem Buch dargestellt, daß die jeweiligen Theorien den realen Verhältnissen der jeweiligen Zeit entsprangen, wenn zuweilen auch unter einseitiger Hervorkehrung speziell . eines der real aufgetauchten Probleme; ferner daß es sich in der Nationalökonomie um eine Entwicklung handelt und daß Teilstücke der sogenannten klassischen Nationalökonomie auch heute noch nicht veraltet seien. Heilbroner wie *Streeten* halten eine staatliche Wirtschaftsplanung für notwendig unter Beibehaltung kapitalistischer Verhältnisse, da der Kapitalismus selbst bei Be-

stehen von Oligopolen noch starke Ausweitungsmöglichkeiten und Möglichkeiten zur Verbesserung des allgemeinen Lebensstandards habe. Doch setzen sie sich für eine noch weit auszubauende öffentliche Kontrolle ein. Eine solche Planung müsse durchaus nicht den Totalitarismus nach sich ziehen, wie oft behauptet wird. Die Frage der sozialen Verantwortung und moralischen Verpflichtung ist laut Heilbroner bei allem Wirtschaften immer zwingender gestellt.

Heilbroner meint, in den USA sei das Verschwinden der Armut unter kapitalistischen Verhältnissen bereits eine Tatsache; hier müßten nun die neuen Probleme der Wirtschaftsplanung in einer reichen Gesellschaft gelöst werden, während manche Nationalökonom und Politiker noch glauben, Planung komme nur in Krisenzeiten in Frage..

Heilbroner wie *Streeten* haben sich in ihren Arbeiten um eine flüssige Sprache bemüht. Heilbroner insbesondere hat seine Abhandlung gewürzt nicht nur mit Biographien der von ihm besprochenen Nationalökonom, sondern auch mit anekdotischen Geschichten. Vielleicht ist hier des Guten ein wenig zuviel getan, es beeinträchtigt manchmal das Mitdenken über die Probleme. Außerdem treten manche Personen, wie z. B. *Veblen*, im Verhältnis zu anderen zu sehr in den Vordergrund. *Schumpeters* Auffassung, daß der Kapitalismus zwar nicht aus rein wirtschaftlichen, wohl aber aus politischen Gründen dem Untergang geweiht sei, wäre dagegen einer etwas ausführlicheren Darlegung wert gewesen.

Irmgard Enderle

A LOIS OBERHAUSER
DIE WIRTSCHAFTLICHEN
AUSWIRKUNGEN UND GRENZEN
DES INVESTIVLOHNES

Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft katholisch-sozialer Bildungswerke in der Bundesrepublik Deutschland. Verlag Bonifatius-Druckerei, Paderborn 1960. 68 S., kart. 3,20 DM.

Die Schrift ist das Ergebnis von Untersuchungen, die auf Anregung der Bundestagsfraktion der CDU und des Sozialreferats des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken unternommen wurden. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie auf ideologisches Beiwerk verzichtet und sich bewußt auf die Analyse der wirtschaftlichen Wirkungen beschränkt, die bei der Einführung des Investivlohnes wahrscheinlich eintreten würden.

Als Investivlohn wird dabei verstanden, „daß ein Teil des Lohnes (Prozentsatz oder absoluter Betrag) direkt oder über eingeschaltete Institutionen investiven Zwecken zugeführt wird“. Der Investivlohn kann als Eigenkapital (der Arbeitnehmer) im Unternehmen belassen oder ihm als Kredit zur Verfügung gestellt werden. Er sei nur in einer

expandierenden Wirtschaft denkbar. Seine Obergrenze sieht der Verfasser bei etwa 5 vH der Lohnsumme und (gemessen am Jahr 1957) bei 5 Mrd. DM. Er könne nur einmal eingeführt und im Verhältnis zur Lohnsumme nicht dauernd erhöht werden. Um deflationistische Wirkungen zu vermeiden, müßten die Investivlöhne zusätzlich zum bisherigen Lohn und der „normalen“ Lohnerhöhung gewährt werden. Ebenso wäre es erwünscht, daß die Einführung sukzessive erfolge, um so die Anpassungsprozesse der Wirtschaft zu erleichtern.

Das Ziel des Investivlohnes, breite Schichten am volkswirtschaftlichen Produktivkapital zu beteiligen, würde aber zunichte gemacht, wenn die Investivlohngelder nach Ablauf der notwendigen Sperrfristen konsumtiv verwendet werden. Mindestens die Hälfte der Arbeitnehmer müßte durch entsprechende Aufklärung bewogen werden, sich langfristig durch den Besitz von Wertpapieren an der volkswirtschaftlichen Kapitalbildung zu beteiligen. Der Verfasser sieht hier eine Aufgabe der gewerkschaftlichen Schulungsarbeit.

Das Büchlein läßt zwar manche Frage offen, insbesondere dürften die „Grenzen“ des Investivlohnes elastischer sein, als sie die Untersuchung annimmt; aber als gründliche Einführung in die umstrittene Problematik kann es kritischen Lesern sehr empfohlen werden.

Dr. Kurt Hirche

BRUNO KREISKY

VORAUSSETZUNGEN DER KOEXISTENZ

Verlag Rombach, Freiburg i. Br. 20 S., kart. 2,50 DM.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der bedeutende Vortrag, den der österreichische Außenminister am 2. März 1960 im Polnischen Institut für Internationale Angelegenheiten in Warschau gehalten hat, nunmehr in der von Prof. Dr. *Anold Bergstraesser* herausgegebenen Schriftenreihe „Politik“ im Wortlaut vorliegt. Dr. *Kreisky* versteht es ausgezeichnet, die Probleme scharf zu beleuchten und ebenso knapp wie klar zu formulieren, so z. B.: „Für mich ist die Koexistenz die Alternative zur Nicht-Existenz. Sie scheint mir somit besser als der Krieg, aber schlechter als der Friede zu sein. Unbestritten dürfte jedenfalls sein, daß sie ein Maximum an erreichbarem Nichtkriegszustand in dieser Epoche eines weltweiten ideologischen Polarisations-Prozesses ist“ (S. 9). *Kreisky* plädiert u. a. für „die Ausschaltung militärischer Konfliktsituationen“ und für „eine substantielle Abrüstung unter effektiver Kontrolle“, ferner für eine wesentliche Ausweitung des Rapacki-Planes und für ein totales Waffenembargo für den Nahen Osten. Abschließend sagt er: „Ich glaube, daß es Wege gibt, dieser Generation den *Krieg* zu ersparen. Wenn das durch un-

sere gemeinsamen Anstrengungen möglich wird, warum sollte es dann nicht einer späteren Generation gelingen, den *Frieden* zu verwirklichen?“ (S. 22).

Die ungewöhnlich gedankenreiche Schrift verdient weiteste Verbreitung. W. F.

GEORGE F. KENNAN

AMERIKA UND DIE SOWJETMACHT

I. Band: Der Sieg der Revolution

Übersetzt von Hans Dieter Müller. Steingrüben-Verlag Stuttgart. 519 S., Ln. 30,— DM.

Der bekannte amerikanische Diplomat, der nach seinem Ausscheiden aus dem auswärtigen Dienst Historiker geworden ist, beschäftigt sich in diesem Werk mit den amerikanisch-sowjetrussischen Beziehungen von 1917 bis 1920. Der erste von 3 Bänden liegt jetzt in (nicht ganz fehlerfreier) deutscher Übersetzung vor. Er umfaßt die bewegte, chaotische Periode der Beziehungen in der Zeit kurz vor, während und kurz nach der Oktoberrevolution, bis etwa März 1918. Die Darstellung ist ausgezeichnet in jeder Hinsicht; man möchte wünschen, daß noch mehr Teilgebiete der Zeitgeschichte mit solcher Gründlichkeit und Gescheitheit durchleuchtet und im Zusammenhang dokumentiert werden. Besonders gut ist die Charakteristik der auf amerikanischer Seite handelnden Personen. Auf Schritt und Tritt wird man mit Daten und Dokumenten versehen, die der Verfasser so zum Reden bringt, wie es nur die Besten der historische! Zunft vermögen. Man erlebt förmlich, wie sich die Geschichte aus den beiden Hauptkräften, den Personen und den Umständen, herausentwickelt. Nirgends verfällt der Verfasser in die Untugend vieler Historiker, dem Leser fertige Werturteile und Meinungen beizubringen. Urteil und Meinung bildet sich der Leser selbst aus den vorzüglich geordneten Dokumenten, weshalb die Lektüre bei aller Wissenschaftlichkeit geradezu spannend ist.

Es ist die Zeit nach dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg. Die *Kerenski*-Regierung, die den Krieg gegen Deutschland fortsetzen wollte, war eben daran gescheitert. Die Bolschewiki hatten die Macht in erster Linie damit in die Hand bekommen, daß sie den „imperialistischen“ Krieg zu beenden versprochen. Sie wendeten sich in der Hoffnung auf internationale revolutionäre Erhebungen über die Regierungen hinweg an die Völker oder das Proletariat der kriegführenden Länder und betrieben auch in dieser Perspektive den Waffenstillstand, später die Friedensverhandlungen mit den Mittelmächten. Die amerikanische Vertretung in Rußland war unzulänglich besetzt und von ihrem Außenministerium schlecht instruiert; eine Reihe halboffizieller Amerikaner in St. Petersburg betrieben Politik gegen den Botschafter und unterhielten

Beziehungen neben ihm. Bald zeigte sich, daß beide Seiten aneinander vorbeiredeten und -handelten, teils aus Unkenntnis der Verhältnisse und Motive des Gegners, teils aus ideologischer Befangenheit. Die Amerikaner, deren Präsident der demokratische Ideologe *Woodrow Wilson* war, wollten den Krieg der Demokratien gegen das kaiserliche Deutschland gewinnen. Für die Russen, deren Außenminister in den ersten Monaten *Trotzki* war, handelte es sich um den revolutionären Kampf gegen die international herrschende kapitalistische Klasse.

Ein Aufruf *Trotzkis* vom 29. Dezember 1917 an die alliierten Regierungen und Völker gab dem amerikanischen Staatssekretär *Lansing* Anlaß zu einem Bericht an *Wilson*, der an einer Neuformulierung der Kriegsziele arbeitete. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker war beiderseits das große und neue Thema. *Lansing* beginnt „mit der Anerkennung, daß der unbekannte Autor des sowjetischen Aufrufs in Wort und Ausdruck sehr gewandt sei. Sodann stellt er fest, daß der Aufruf nur an eine bestimmte Klasse der Gesellschaft in allen Ländern gerichtet und somit natürlich ‚eine direkte Drohung gegen die Gesellschaftsordnung in allen Ländern‘ sei. Sehr scharfsinnig hebt er dann den Widerspruch zwischen der Orientierung auf eine Klasse und die demagogische Forderung nach Anerkennung der Rechte einzelner Nationalitäten hervor (die ja vermutlich alle aus mehreren Klassen bestanden). Er legte damit sehr früh den Finger auf eine heikle theoretische Frage, die den sowjetischen Staatsmännern und Publizisten in den kommenden Jahrzehnten viel Kummer und Ärger bereiten sollte: auf die Frage nämlich, wie die theoretische Festlegung auf die Klasse im Gegensatz zur Nation mit der Tatsache zu vereinbaren war, daß nicht das Klassenbewußtsein, sondern das Nationalgefühl die stärkste politische Triebkraft des Zeitalters war.“

Am 8. Januar 1918 hielt dann *Wilson* seine berühmte 14-Punkte-Rede, in der er sich auch zu Rußland äußerte. *Kennan* sagt zu dieser Auseinandersetzung: „In beiden Fällen überschätzten die Autoren die Macht ihrer Worte. *Wilson* glaubte an den demokratischen Idealismus des russischen Volkes zu appellieren — an seine Sehnsucht nach bürgerlicher Freiheit und Selbstbestimmung im Rahmen einer parlamentarischen Demokratie. *Lenin* glaubte, daß ein Aufruf die marxistisch-revolutionäre Begeisterung des deutschen Proletariats entzünden würde. Beide sahen nicht, was wirklich war. Was das russische Volk anging, so waren Kriegsmüdigkeit, Landhunger, Unwissenheit und tiefe Verwirrung, zusammen mit den harten Realitäten der russischen Situation, weit aus stärker als irgendwelche Neigungen zu demokratischen Idealen. Was Deutschland anbetraf, so überwogen Patriotismus, Gewohnheit des Gehorsams und das Bedürfnis nach

einer ordentlichen, gesetzmäßigen Regierung die revolutionären Ambitionen bei weitem. *Wilson* wie *Lenin* verfielen in den Fehler, ihre ideologischen Vorstellungen in die Welt zu projizieren und Prinzipien für allgemeingültig zu halten, die in Wahrheit das Produkt ihrer Umgebung, ihrer Herkunft, Erfahrung und Bildung waren.“

Dankenswert und neu ist die Schilderung der Rolle *Trotzkis* bei den Berührungen mit den Amerikanern und der amerikanischen Politik. Denn die stalinistische Verleugnung und Verleumdung *Trotzkis* durch die sowjetrussische Geschichtsschreibung hat auch nach *Stalins* Tod noch nicht aufgehört. Interessant ist die Darstellung der sogenannten Affäre *Kalpaschnikow*, des Versuches eines Amerikaners und eines zaristischen Offiziers, 70 Fordwagen von St. Petersburg nach dem Hauptquartier der Sowjetregierung bekämpfenden Kosaken-Generals *Kaledin* zu verschieben. Sie läßt erkennen, daß die Methoden der Sowjet-Regierung in dieser Periode durchaus maßvoll und menschlich sein konnten, verglichen mit dem was man seither, von *Stalin* und *Hitler*, kennengelernt hat. *Dr. Richard Schmid*

GERHARD SZCZESNY

DIE ZUKUNFT DES UNGLAUBENS

Zeitgemäße Betrachtungen eines Nichtchristen. Paul List Verlag, München 1958. 224 S., Ln. 12,80 DM.

FRIEDRICH HEER - GERHARD SZCZESNY

GLAUBE UND UNGLAUBE

Ein Briefwechsel. Paul List Verlag, München 1959. 154 S., kart. 1,90 DM.

Nicht die Zukunft des Glaubens — nein, die Zukunft des Unglaubens. Nicht von einem religiös neutralen Standpunkt aus wird sie erwogen — nein, von einem Nichtchristen. Der Titel gibt treffend die Blickrichtung des Verfassers wieder: Er will sich „der Ungläubigen annehmen“, derjenigen nämlich, „denen die Fähigkeit des Glaubens nicht gegeben ist, die aber deshalb doch nicht darauf verzichten können, sich Gedanken darüber zu machen, wie denn wohl die Welt und die Rolle, die sie darin zu spielen haben, zu verstehen sei.“ Und er wendet sich gegen den „geistigen Führungsanspruch des Christentums“, das es fertiggebracht habe, den „gottlosen“ Menschen zu einem minderwertigen Subjekt zu stempeln.

Es ist hochehrfreulich, daß hier ein vielseitig gebildeter Mensch versucht hat, die „moderne Glaubenskrise“ im Verhältnis zum Christentum zu charakterisieren. Warum er es tat, sehen wir am besten im letzten Satz des Buches: „Solange die öffentliche Meinung des Westens darauf besteht, daß nur das Fürwahrhalten der christlichen Glaubenspostulate die Welt retten kann, wird sie die glaubenlose Zeit gewaltsam verlängern und immer neue Generationen dem Zynismus, der Oberflächlichkeit und dem Stumpfsinn in die Arme treiben.“

Szczesny will also durchaus nicht einem altmodischen oder östlichen Atheismus das Wort reden, sondern denen, die zu den christlichen Glaubensüberzeugungen keinen Zugang mehr haben, einen Weg zeigen, wie sie auf andere Weise und ohne Widerspruch zu ihren wissenschaftlichen Einsichten zu einer sie tragenden Glaubensüberzeugung kommen können. Denn Glaubensüberzeugungen hält er für notwendig, „um die Menschheit in eine noch ungekannte, reichere und bessere Zukunft vorwärtszureißen“, und um „aus den Bruchstücken unseres Wissens eine Ahnung der ganzen Wirklichkeit zu gewinnen.“

Das Buch ist ungemein anregend für alle, die das Problem sehen, und zeugt von ausgedehnten philosophischen, geistesgeschichtlichen, gesellschaftswissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Es hat aber zwei Mängel: Es zeigt die postulierte Weltanschauung nicht; es bleibt beim Suchen. Und es ist nicht ganz frei von einem Ressentiment gegenüber einer bestimmten Art christlicher Lehre, neben der es in Wirklichkeit andere, dogmatisch freiere und menschlich weitherzigere Arten gibt.

Eine kostbare Ergänzung bildet der Briefwechsel des Verfassers mit dem Historiker *Friedrich Heer*, der *Szczesny*s Schrift als ein wichtiges, längst schon fälliges Dokument anerkennt, aber als Katholik die gleichen Probleme anders sieht. Auf dem Boden der Geistesgeschichte ist er *Szczesny* als Fachmann überlegen, ebenso als glücklicher Besitzer einer gereiften Glaubensüberzeugung gegenüber dem Wahrheitssucher. Aber die Auseinandersetzung hält sich auf einem prächtigen Niveau und regt auch *Szczesny* zu wertvollen Ergänzungen seiner Schrift an.

Am Schluß bleibt nicht ein Sieger übrig, sondern zwei sich hochschätzende, mit tiefer Ehrlichkeit an den gleichen Problemen arbeitende Menschen. Weltanschaulich bleibt aber jeder in seinen Grenzen, und auf einen gemeinsamen Grund der „Glaubensüberzeugung“ vermochten sie begreiflicherweise nicht vorzudringen.

Dr. Paul Kägi

ARNOLD BAUER

THOMAS MANN

Colloquium Verlag, Berlin 1960. 90 S., 4,50 DM.

Es ist sehr zu begrüßen, daß in der anregenden Reihe der „*Köpfe des XX. Jahrhunderts*“ jetzt auch ein Bändchen über Thomas Mann vorliegt. Freilich kann man den Text von Arnold Bauer nicht uneingeschränkt loben. Gerade in einer Publikation, die sich in erster Linie an Leser wendet, die mit dem Werk Thomas Manns nicht genau vertraut sind, wäre absolute Klarheit in der Disposition der Darstellung notwendig gewesen; Bauer springt aber in seinen kurzen Kapiteln, die offenbar zum Teil zuerst als isolierte Aufsätze geschrie-

ben wurden, zwischen den verschiedenen Epochen hin und her, so daß für den, der es nicht schon weiß, die innere Entwicklung Thomas Manns nicht ganz deutlich wird. Auch in Einzelheiten ist Bauer ungenau; so erwähnt er betont, daß Thomas Mann 1949 seine Ansprache im Goethejahr in Frankfurt hielt und dort sehr gefeiert wurde — weder im Text noch in der Zeittafel wird aber erwähnt, daß der Dichter auch in Weimar gesprochen hat und dort und in Jena entsprechend gefeiert wurde. Thomas Mann ist damals bewußt und aus tiefer Überzeugung bei seinem ersten Besuch Deutschlands nach den Emigrationsjahren in beide Teile des gespaltenen Vaterlandes gefahren — das hätte keinesfalls verschwiegen werden dürfen.

Trotz dieser Einschränkung ist das Buch lesenswert. Besonders in der Analyse des essayistischen Werks von Thomas Mann, z. B. seiner Rede „Von deutscher Republik“, gibt Bauer Hinweise, die gerade für den Leser in Deutschland, der Thomas Manns politische Ideen oft nur verzerrt vermittelt bekam, sehr wertvoll sind. Überhaupt berührt das liebevolle Bemühen um eine gerechte Würdigung Thomas Manns sehr sympathisch. Von großem Interesse ist ein wichtiger Brief Thomas Manns an Bauer aus dem Jahre 1947, der in dem auch sonst sehr ansprechend ausgestatteten Bändchen im Faksimile wiedergegeben ist.

W. F.

ÜBERWINDUNG VON VORURTEILEN

Schriftenreihe der Friedrich-Ebert-Stiftung. Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1960. 95 S., kart. 2,10 DM.

Die vorliegende Sammlung von Vorträgen, die bei einer Tagung in Bergneustadt gehalten wurden, berücksichtigt nach einleitenden Bemerkungen von *Willi Eichler* und *Dr. W. Jacobsen* die verschiedensten Aspekte des großen und wichtigen Problemkreises der individuellen und gesellschaftlichen Vorurteile: Das Vorurteil gegen Minderheiten, am Beispiel des Antisemitismus (*Prof. Dr. D. Goldschmidt*) — Vorurteile bei Jugendlichen (*H. E. Wolf*) — Ergebnisse der soziologischen Vorurteilsforschung (*Dr. Dietrich Rüschemeyer*) — Vorurteilsforschung in der Psychologie (*Prof. Dr. Rudolf Bergius*) — Psychologische Hintergründe des Vorurteils (*Dr. Klaus Eyferth*) — Bekämpfung von Vorurteilen im Schulunterricht (*Oberschulrat Hans Daus*) — Das nationale Vorurteil als Hindernis der Völkerverständigung (*Fritz Erler*, MdB). Reichhaltige Literaturhinweise erleichtern es dem Leser, die sehr anregende Broschüre (die vor allem auch als Material für Kurse und Arbeitsgemeinschaften lebhaft empfohlen sei) als nützlichen Ausgangspunkt zu vertieften Studien des ebenso wichtigen wie verzweigten Themas „Die Vorurteile — ihre Ursachen und ihre Überwindung“ auszuwerten.

W. F.

ORDO

JAHRBUCH FÜR DIE ORDNUNG VON
WIRTSCHAFT UND GESELLSCHAFT

11. Band 1959, herausgegeben von Franz Böhm, Friedrich A. Lutz und Fritz W. Meyer. Verlag Helmut Küpper vormals Georg Bondi, Düsseldorf und München 1959. 453 S., Ln. 40,80 DM.

Wer die Position der neoliberalen Nationalökonomien zu bedeutenden und aktuellen Fragen kennenlernen will, der kann sich wohl den besten Überblick durch die Ordo-Jahrbücher verschaffen. Begründet von Walter Eucken und Franz Böhm, werden sie nach dem Tode Euckens unter ständiger Mitwirkung so prominenter Neoliberaler wie Röpke, Rüstow, Hayek, Böhm, Lutz, Meyer und v. Dietze herausgegeben. Man muß dem Ordo-Jahrbuch bescheinigen, daß es — wie es im Vorwort des neuesten 11. Bandes heißt — „die klare Stellungnahme einer verwachsenen Position vorzieht.“ Die Auseinandersetzung mit neoliberalen Vorstellungen ist in den „Gewerkschaftlichen Monatsheften“ stets geführt worden, so daß hier auf eine kritische Würdigung der in den meisten Beiträgen des vorliegenden Bandes zum Ausdruck kommenden Grundtendenzen verzichtet werden kann, zumal es hierzu am Platz fehlt.

Von besonderer Aktualität ist eine sehr kritische Zwischenbilanz der europäischen Wirtschaftsintegration, die Röpke gibt. Diesmal kann seinen Ausführungen in vielem zugestimmt werden. Sie sind getragen von der nur allzu berechtigten Sorge, daß Europa, soweit es nicht im sowjetischen Machtbereich liegt, noch einmal wirtschaftlich gespalten wird in EWG und EFTA. Anstelle solcher Blockbildungen sollte eine große Freihandelszone gebildet werden. Allerdings kommt Röpkes Dogmatismus wieder zum Vorschein, wenn er davon spricht, daß Europa zwischen einer durch die EWG angeblich entstehenden „kollektivistischen“ und einer marktwirtschaftlichen Ordnung zu wählen habe.

Dem Rezensenten war außerdem der Aufsatz von Klaus E. Rohde über „Schädigungen der Gesellschaft durch Begleiterscheinungen privater Produktion“ von besonderem Interesse. Rohde setzt sich mit dem Buch von K. William Kapp „Volkswirtschaftliche Kosten der Privatwirtschaft“ auseinander und leistet einen wertvollen Beitrag zur Theorie der „Social Costs“. Zu solchen Sozialkosten, mit denen private Unternehmer die Allgemeinheit belasten, gehören z. B. die finanziellen Schäden, die durch Luftverunreinigung, Wasserverschmutzung, Raubbau an Naturprodukten entstehen, bzw. die Kosten, die bei ihrer Vermeidung von der Gesellschaft zu tragen sind.

Das Jahrbuch wird mit der Wiedergabe eines „Berichtes zur Finanzlage“ eingeleitet, den eine Kommission unter dem Vorsitz von J. Rueff Ende 1958 dem französischen Minister für Finanzen und Wirtschaft erstattet und der bei der französischen Finanzreform Ende 1958 eine

Rolle gespielt hat. An weiteren Aufsätzen enthält das Jahrbuch u. a. „Die Finanzierung des technischen Fortschritts“ (F. Machlup), „Das Gleichgewicht des Verkehrs“ (M. Beckmann), „Geldangebote, Preis- und Produktionsänderungen“ (M. Friedman), „Unternehmensgröße und Monopol in den Vereinigten Staaten“ (R. C. Bernhard) und „Die Kohle und der Wettbewerb“ (W. Throm). Günter Pehl

THEODOR ESCHENBURG

DER SOLD DES POLITIKERS

Seewald-Verlag, Stuttgart-Degerloch 1959. 86 S., 4,80 DM.

Eine kleine, aber sehr bedeutungsvolle und gründlich dokumentierte Studie, die nicht genug begrüßt werden kann, weil sie völlig vorurteilslos das sehr umstrittene Thema untersucht, ob und inwieweit der Berufspolitiker Anspruch auf ein Entgelt für seine Arbeit aus öffentlichen Mitteln hat. Die Frage besteht nicht erst seit der parlamentarischen Demokratie, sie nimmt aber in ihrem Rahmen eine besondere Schärfe an, weil deren Gegner, mitunter sogar deren Freunde in der Festsetzung von Ministergehältern und Abgeordnetendiäten ein Mittel der persönlichen Bereicherung derjenigen sehen, die — um im vulgären Jargon zu sprechen — „gerade an der Krippe sitzen“. Als ob Politiker von der Luft leben könnten, als ob sie nicht ohne angemessene Entschädigung ihre Existenzbasis woanders suchen müßten und als ob nicht Dutzende von Verbänden und Firmen gern bereit wären, diese Staatsfunktionäre überreichlich aus ihren Mitteln zu versorgen um den Preis, daß eben ihre Interessen wirksam gewahrt werden, womit dann Staat und Parlament wirklich zu einem wüsten Interessenhaufen herabsänken!

Theodor Eschenburg macht sich seine Aufgabe nicht leicht. Geschichtlich greift er bis in die Antike zurück, um den Widerstreit staatlicher und privater Interessen innerhalb einer Volksvertretung oder den Ansätzen zu ihr zu verfolgen. Sodann bringt er Vergleiche mit anderen Ländern, er führt nicht abstrakte Argumente, sondern beweiskräftige Tatsachen des gesellschaftlichen Lebens an, um zu beweisen, ob und wieweit der Sold des Politikers gezahlt werden muß, wenn man ihm die Voraussetzungen dafür bieten will, wirklich nach eigener bester Erkenntnis und ohne Bindung an andere Weisungen als die der Wähler handeln zu können. Unwillkürlich drängt sich bei der Lektüre dieser überzeugenden kleinen Schrift die Frage auf, warum eigentlich um jede Erhöhung von Ministergehältern oder Abgeordnetendiäten so gern der Mantel der christlichen Nächstenliebe gebreitet wird, warum man so jedem Geschwätz Raum bietet, das in der Regel damit endet, daß man führenden Staats- und Parlamentsfunktionären

den Vorwurf der „Korruption“ macht (mit dem die Nazis von gestern und die Neonazis von heute so gern hausieren gehen). Wahrscheinlich liegt des Rätsels Lösung dort, daß man fast noch peinlicher darüber schweigt, was gleichrangige Funktionäre der privaten Wirtschaft in gehobenen Stellungen oder durch Häufung verschiedener Aufträge, wie Aufsichtsratsmandaten u. ä., verdienen. Darauf geht der Autor im einzelnen nicht ein. Vielleicht ist das auch besser so. Denn in der klaren Problemstellung, vor allem in dem überaus einfachen und auch für den Laien verständlichen Stil liegt des Buches Stärke, das einen wesentlichen Beitrag zur staatsbürgerlichen Bildung darstellt. *Artur Saternus*

LÉON POLIAKOV und JOSEF WULF

DAS DRITTE REICH UND SEINE DENKER

Dokumente, arani- Verlags GMBH, Berlin-Grünwald. 560 Seiten, Ln. 39,50 DM.

„Das Dritte Reich und seine Denker“ ist der dritte Dokumentarband über die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, den uns die beiden Herausgeber vorlegen; „Das Dritte Reich und die Juden“ sowie „Das Dritte Reich und seine Diener“ waren vorausgegangen. Insgesamt enthalten die Bände ein vorzüglich ausgelesenes Tatsachenmaterial, das vor allem für unsere Bildungsinstitutionen unentbehrlich ist. In unseren Lehrerbibliotheken vornehmlich sollte das Dokumentarwerk zum festen Bestand gehören.

Der neue Band hält den Vergleich mit den beiden ersten Publikationen, um die Kritik gleich an den Anfang zu rücken, jedoch nicht uneingeschränkt aus. In der Auswahl des Materials fehlt es gelegentlich an der inneren Geschlossenheit, wie sie die beiden ersten Bände auszeichnete; auch sind die Gewichte oftmals ungleich verteilt. Die biographischen und bibliographischen Angaben sind zudem vielfach ungenau oder unvollständig; eine letzte sichtende Hand scheint zu fehlen. Aber auch angesichts dieser Unzulänglichkeiten ist der hohe Wert der Publikation unbestreitbar. Sie zeigt nicht zuletzt, bis zu welchem Grad intellektueller und moralischer Verkommenheit ansonsten geachtete Wissenschaftler sinken können, wenn sie von dem Sog einer allgemeinen Besessenheit oder auch nur von der Verführung eines schlichten Opportunismus erfaßt werden.

Man ist nicht überrascht, unter den Zeugnissen, die den wissenschaftlichen Wert des Nationalsozialismus erhellen sollten, auch Namen von Rang zu finden, die sich heute noch unbestrittener Geltung erfreuen. Neben *Martin Heidegger*, der leider nur flüchtig erwähnt wird, oder dem Herausgeber der neuen, entscheidenden Kierkegaard-Ausgabe, *Emanuel Hirsch*, finden wir den amtierenden bayeri-

schen Kultusminister *Maunz* und einen der führenden Pädagogen der Weimarer Republik, *Peter Petersen*. *Maunz* meint, daß die Verbindung von Polizei und SS weithin der Verbindung von Armee und Adel im friderizianischen Staate entspräche. Wann hat er das gemeint? Er meint es im Jahre 1943, zu einer Zeit, als das organisierte Verbrechen der SS seine höchsten Triumphe feierte. Heute ist *Maunz* für die politische Bildung im Bundesland Bayern verantwortlich. *Hirsch* zum Beispiel wiederum versteht den „Führer“ als „Werkzeug des Schöpfers aller Dinge“, jedoch leider nicht, um uns unserer Sünden wegen zu strafen. Ist es möglich, daß *Hirsch* seinen dänischen Autor jemals verstanden hat? *Herr Petersen* führt an, der Nationalsozialismus käme daher, „weil wir endlich leben, das heißt, selbst sein wollen“. Seine Pädagogik wird heute den meisten Volksschullehrern anempfohlen! Andere Begründer der „Wissenschaftslehre“ des Nationalsozialismus beglücken uns heute mit Leitartikeln in führenden bundesrepublikanischen Blättern.

Es ist den Verfassern als Verdienst anzurechnen, daß sie sich auch vor großen Namen nicht gescheut haben; die wissenschaftlich anerkannten Vertreter des deutschen Geisteslebens haben entscheidend dazu beigetragen, den Nationalsozialisten jenen Schein von Honorigkeit zu besorgen, mit dem sie einen Teil der zivilisierten Welt viele Jahre über ihr wahres Wesen hinwegtäuschen konnten. Immer bleibt die Frage offen: Handelt es sich hier um gewöhnliche Prostitution oder um eine Art gemeingefährlichen Irreseins, das diese Männer sozusagen überfallen hat, ohne daß sie seiner mächtig werden konnten? Wer kann es sagen? Die überlebenden Größen allein könnten uns hier vielleicht einige wertvolle Hinweise erteilen. Es steht zu fürchten, daß sie innerlich alle „unsäglich gelitten“ haben, während sie ihre hinkenden Jamben verfaßten.

Ehrlicher und gleichsam ermunternd sind jene „Denker“, die von vornherein die Aspekte der Viehzucht zur Metaphysik des Nationalsozialismus erheben. Ihnen glaubt man die Aussage; sie allein hatten gewiß den „Führer“ in seiner geistigen Einsamkeit verstanden. So schreibt *Hermann Gauch* in seinen „Neuen Grundlagen der Rassenforschung“: „Der nicht-nordische Mensch nimmt also eine Zwisdienststellung zwischen dem nordischen Menschen und den Tieren, zunächst den Menschenaffen, ein.“ Diesen lapidaren Sätzen wird sogleich hinzugefügt, daß er der „Untermensch“ sei. *Gauch* empfiehlt Kreuzungen von nicht-nordischen Menschen mit Menschenaffen und weist dem Affen überhaupt eine Art exemplarischer Bedeutung zu, um das Geistesgut des Nationalsozialismus zu verstehen. Das klingt beinahe versöhnlich und trägt viel dazu bei, eine schwierige Geschichtsepoche verstehbarer zu machen. Zu diesen Aussagen pas-

sen die Dokumente, in denen das Stehlen von Büchern, Sterilisieren und Morden von Kindern, schließlich die Ausrottung ganzer Völker herzlich anempfohlen wird.

Alles das war einmal Wirklichkeit, alles kann wieder Wirklichkeit sein, wenn es nicht geistig verwunden wird. Es ist eine gefährliche Theorie, die Vergangenheit in das Unbewußte zurückgleiten zu lassen; unser Jahrhundert ist zu barbarisch, um die Gefahr neuer Weichenstellungen auszuschließen, mit denen das Chaos auf dem Grunde der Menschen geweckt und die Vernichtung aus ihm entlassen wird. Leon Poliakov und Josef Wulf haben sich auch mit diesem Bande, trotz einiger Unzulänglichkeiten, große Verdienste erworben. Die junge Generation, die nichts mehr weiß von der Angst und der Hoffnung jener Tage, wird mit den Tatsachen konfrontiert.

Dr. Heinz-Joachim Heydorn

ERICH KUBY

ALLES IM EIMER

Henry Goverts Verlag, Stuttgart 1960. 250 S., gebd. 9,80 DM.

Erich Kuby hat so viele glänzende Formulierungen zur Hand, daß er dem sehr burlesken Haupttitel gleich noch zwei Untertitel hinzufügt: „Siegt Hitler bei Bonn?“ und „Ein politischer Monolog 1944 bis 1960“. Lassen wir die beiden ersten à la Kuby überspitzten Titel beiseite, so erklärt uns der dritte ungefähr, was wir von diesem Buch zu erwarten haben: eine Auswahl von Aufsätzen, die Kuby vom letzten Kriegsjahr bis heute geschrieben und zum großen Teil in Zeitungen oder Zeitschriften veröffentlicht hat. Solche an den Tag gebundene oder zumindest an ihn anknüpfende Arbeiten später in einem Buch aneinanzureihen, ist immer problematisch; nur bei einem ganz großen Autor, dessen Persönlichkeit uns in jeder seiner Äußerungen interessiert, wird uns das Ergebnis befriedigen. Kuby hat eine andere Begründung: er nennt sein Buch einen Monolog, womit unterstrichen werden soll, daß vieles nur er und kein anderer so gesehen und so ausgesprochen habe . . .

Trotzdem: 250 Seiten Kuby ist mehr, als man aufnehmen kann, ohne zu ermüden. Nach einiger Zeit läßt das Interesse nach, um sich später bei dieser oder jener Arbeit und besonders beim Nachwort, in dem er sich mit einem gewissen *Schlamm* befaßt, wieder zu beleben.

Im ganzen: ein Buch, das uns an vieles gemahnt, was wir in der Hast der Ereignisse seit 1944 nicht wahrgenommen oder falsch eingeschätzt oder leider längst wieder vergessen haben. Ein nützliches Buch also, das uns zum Nachdenken und an mancher Stelle auch zu fruchtbarem Widerspruch herausfordert.

W. F.

LEOPOLD VON WIESE

SOZIOLOGIE, GESCHICHTE UND HAUPTPROBLEME

Sammlung Göschen, Band 101, Berlin 1960. 175 S., 3,60 DM.

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern“, sagte Karl Marx. Zu dieser Konsequenz bekennt sich, wenn auch mit einiger Einschränkung und zögernd, Prof. von Wiese: „Es ist außerordentlich schwer, Normen für das Verhalten im Namen der Wissenschaft zu geben. Es ist in der Vergangenheit nicht gelungen. Mögen die Kämpfer in der heutigen Welt mehr Erfolg haben.“

Als Band 101 der Sammlung Göschen liegt das instruktive Werk, das durch ein neu angefügtes Schlußkapitel über „Die allgemeine Soziologie in Deutschland“ ergänzt wurde, in sonst unveränderter 6. Auflage vor. Es bringt außer wichtigen bibliographischen Hinweisen eine vollständige Liste aller Erscheinungen der bekannten Sammlung auf dem Gebiet der Geistes- und Naturwissenschaften.

Hermann Lücke

KREBSÜBEL

Dokumentarbericht gegen Tortur und Gesinnungsterror. Verlag Die Brigg, Basel 1959. 61 S., kart. 4,80 DM.

PIERRE HENRI SIMON

PORTRÄT EINES OFFIZIERS

Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, Tübingen 1960. 200 S., brosch. 9,80 DM, Ln. 12,80 DM.

„La Gangrène“ („Krebsübel“) erschien im Sommer 1959 in den Editions de Minuit in Paris; die Schrift erregte sofort größtes Aufsehen — und wurde nach wenigen Stunden von der französischen Polizei beschlagnahmt. Ein ordentliches Verfahren wurde weder gegen den Verlag noch gegen die Autoren eröffnet; genauso war man ein Jahr zuvor mit dem im gleichen Verlag veröffentlichten Buch „La Question“ von *Henri Alleg* verfahren (deutsch unter dem Titel „Die Folter“ im Verlag *Kurt Desch*, München). Es ist wichtig, daß diese Publikationen mit Hilfe ausländischer Verleger doch Verbreitung finden.

„Krebsübel“ ist eine Zusammenfassung von fünf Berichten: fünf Algerier berichten — sachlich, schlicht, unsentimental —, wie sie nach ihrer Verhaftung in Paris im Verlaufe der Untersuchungen gefoltert wurden. Die Schrift ist eine furchtbare Anklage gegen die Polizeimethoden Frankreichs — gewiß nicht nur Frankreichs.

Daß es sich nicht um Einzelfälle handelt, weiß man — und ebenso, daß dieser Frevel nicht erst in Algerien begonnen hat. Ein früheres Kapitel, Indochina, beleuchtet das Buch von *Pierre Henri Simon*. „Der Offizier“, dessen Porträt der Autor zeichnet, war zwanzig Jahre Soldat; zuerst mit Begeisterung und patriotischer Hingabe, allmählich mit wach-

senden Bedenken und Gewissenskrupeln: „Der Krieg ist schmutzig und grausam geworden, eine Art wissenschaftliches Gemetzel...“ (S. 22). In Indochina und später in Algerien erkennt er, nach hartem inneren Ringen, daß das Recht nicht auf der Seite der Franzosen ist. — Das Problem der um ihre Freiheit ringenden Völker wird in seinem ganzen Ernst gestelltes. 98 bis 106), und die Methoden, die Frankreich in Indochina und im algerischen Krieg anwendet (die Folter, die Massenvernichtung Unschuldiger, vgl. z. B. S. 132), bringen den einst begeisterten Berufssoldaten dazu, den Dienst zu quittieren.

Bei der Lektüre dieser beiden Schriften sollte man nicht nur an Frankreich denken — das Problem geht uns alle an. W. F.

MICHELINE MAUREL KEIN ORT FÜR TRÄNEN

Verlag Claassen, Hamburg 1960. 140 S., Engl. Broschur 9,80 DM.

Im Sommer 1943 wurde die junge Französin *Micheline Maurel* bei einer Aktion der französischen Resistance verhaftet; kurz darauf wurde sie zusammen mit vielen anderen nach Deutschland deportiert. Sie kam ins Lager Ravensbrück und von dort ins Lager Neubrandenburg; von nun an war sie die Nummer 22 410 in einem der vielen deutschen Konzentrationslager. Sie gehörte zu den Überlebenden, die — zwanzig Monate später — von den Russen befreit wurden.

Ungefähr zwölf Jahre später brachte sie die Kraft auf, ihre Erinnerungen an diese Zeit niederzuschreiben. Kann man so unvorstellbar Schreckliches überhaupt wiedergeben? *Micheline Maurel* erwähnt im Vorwort, eine Kameradin, der sie das Manuskript zu lesen gab, habe gesagt: „Die Wirklichkeit war viel tragischer.“ Und sie bestätigt: „Ich weiß es wohl. Beim Schreiben stieß ich mehr als einmal auf verschlossene Bezirke meiner Erinnerung, die sich nicht öffnen ließen. Von den schlimmsten Tagen, vor allem im zweiten Jahr, erinnere ich mich nur noch an die Morgenstunden, nicht an die Abendstunden. Ich entsinne mich des Hinwegs zur Arbeit, nicht aber des Rückwegs. Ich weiß nicht, ob sich das Gedächtnis weigert, sie zu beschwören, oder ob es sie nicht hat fassen können, weil ich zu erschöpft war.“ Und an einer späteren Stelle, bei der Erwähnung einer furchtbaren Mißhandlung: „Es war schrecklich; in zehn Jahren werde ich vielleicht in der Lage sein, es schildern zu können.“

Micheline Maurel schrieb also nieder, was sie niederzuschreiben vermochte, und veröffentlichte 1957 ihren Bericht unter dem sachlichen Titel *Un camp très ordinaire*. Nun liegt dieses erschütternde *Document humain* auch deutsch vor, wobei leider der deutsche Verlag einen Phantasietitel wählte: „Kein

Ort für Tränen“ — statt etwa: „Ein Lager von vielen“ oder „Ein ganz gewöhnliches Lager“.

Aber das ist der einzige Einwand, den wir vorzubringen haben. Sonst können wir es nur begrüßen, daß dieses ernste, kluge, ohne Haß, mit viel Verständnis geschriebene Buch nun auch deutschen Lesern in guter Übertragung (*Wolfgang A. Peters*) zugänglich ist. Es wird vielen die Augen öffnen, sogar jenen, die schon vieles wußten. Denn die Wirklichkeit war unvorstellbar. W. F.

KURT PRITZKOLEIT: DAS KOMMANDIERTE WUNDER

Deutschlands Weg ins 20. Jahrhundert. Verlag Kurt Desch, München, Wien, Basel 1959. 802 S., Ln. 26 DM.

Im fünften Band seiner umfangreichen Materialsammlung zur Zeitgeschichte untersucht der Verfasser den Weg Deutschlands und des deutschen Volkes etwa seit der Zeit der Reichsgründung bis in die Gegenwart. Entgegen der traditionellen Geschichtsschreibung bringt er, wie man es an ihm schätzt, gerade in die dunkelsten Kapitel Licht und erhellt so die Stellen, die allgemein aus Scham oder Klugheit im Schatten bleiben. Man erlebt aus dieser Sicht die Industrialisierung Deutschlands, die Gründerjahre und ihre sozialen Begleitumstände und Folgen, man erlebt sehr eindrucksvoll und durch Zahlen belegt das, was früher oft die „gute alte Zeit“ hieß. Es bleibt nicht viel von jenem Glanz übrig, nicht viel vom materiellen, noch weniger aber vom politischen. Wir erkennen hier bereits sehr deutlich die Ursprünge der Treibjagd gegen die Sozialdemokratie, bei der man sich, wie heute noch, hinterhältigster Verleumdung bedient, um im Sozialistengesetz zu münden. Wir erleben einen anderen *Treitschke*, als er wohl heute noch in Schulbüchern dargestellt wird, wenn er sagt: „Wir können uns nicht mehr darüber täuschen, die Sozialdemokratie ist der Ruthe entwachsen, sie ist zu einer Schule des Verbrechens geworden.. und wir werden viele Jahre lang unserer ganzen sittlichen Kraft bedürfen, um diesen Auswuchs der deutschen Revolution zu heilen.“ Hierin waren sich alle „gehobenen“ Stände einig und stimmten in das gleiche Kampfgeschrei ein. Ihnen dienten Literatur und Presse, und in ihr fand sich „kein Wort, das nur das mindeste Verständnis für die materielle, geistige und seelische Not der ‚niedereren‘ Stände verriete: kein Wort von Hungerlöhnen und Wohnungsnot, vom nackten Elend der Landarbeiter und den vielfältigen Bedrängnissen der Fabrikproletarier, keine Silbe von den zahllosen wirtschaftlichen und sozialen Mißständen, die doch schließlich den Erfolg der Sozialdemokratie erklärten. Kein Wort davon, daß die Sozialdemokratie nie die Partei des individuellen Terrors, eben des Meuchelmords

gewesen ist... Dagegen das ganze Vokabular der politischen Halbbildung, das sich durch alles Auf und Nieder unserer Geschichte: im Kaiserreich, in der Weimarer Republik, im Dritten Reich und in der Bundesrepublik, zählebig zu behaupten vermochte.“ (S. 92 f.).

Auf der anderen Seite mangelte es den unterdrückten Schichten an Mut, einen neuen Weg einzuschlagen. Dort ist das ängstliche sich Festklammern an „Gottesfurcht“ und „Königstreue“, letzten Endes das sich Verschließen vor dem eigenen Unglück zu finden: „Was das Volk wirklich anrührte, waren nicht die Schattenseiten des historischen Prozesses ... sondern das waren die lichten Seiten des gesellschaftlichen Lebens: des Kaisers Jagdglück, die Verse, die die Kleinen zu Kaisers Geburtstag einexerzierten, die Galafeste bei Hof, die Wachtparaden, die Geburt eines Prinzen und — bis auf den heutigen Tag die Krone sozialen Erlebens — die Fürstenheiraten.“ (S.112). Hinter diesen Spielen für das Volk werden die Fäden gezogen: Kapitalverbindungen, das Programm der Alldeutschen. Das ist die Situation, in der dem deutschen Volk der 1. Weltkrieg präsentiert wird...

Die nächsten Kapitel zeigen den Weg der Weimarer Republik, des Dritten Reiches, der Kanzlerdemokratie. Wir erleben die Kampfmethoden von Nationalismus, Kapitalismus und Antisemitismus und wie es zwischen Reparationszahlungen, Separatistenkämpfen, Inflation zu neuen, bisher nicht gekannten Kapitalzusammenballungen kommt (Vereinigte Stahlwerke, I. G. Farbenindustrie). Mit der Machtergreifung *Hitlers* erwächst dem Volke wieder ein „starker Mann“, zu dem es aufschauen, von dem es sich führen lassen kann. Systematisch wird ein Weg beschriftet, der Hitler zur absoluten Macht führt, „denn nur der Gnade des Himmels war es zu verdanken, daß, um mit Binder zu sprechen, die Nation als solche in dem Willen des Führers den eigenen Willen erkennt.“ (S. 678). Über die Opposition der Kirche, alter Minister und des Generalstabs hinweg verfolgt Hitler mit ihm ergebenden Generalen, Ministern und Klerikern sein Ziel: die Entfesselung des 2. Weltkrieges.

Mit der Geburt der Bundesrepublik ergab sich rasch der alte Gegensatz zwischen herrschendem Bürgertum und den breiten Volksschichten, vertreten durch die Sozialdemokratie, aufs neue, und die Taktik der Christdemokraten, die noch heute gilt, begann bereits 1949 — das dankenswerterweise wörtlich abgedruckte und wie eine Fabel anmutende Ahlener Programm der CDU war längst ad acta gelegt — mit der Verbreiterung des Grabens, da sie „ihren Erfolg dadurch gewährleistet glaubten, daß sie Angst- und Abwehrgefühle des in den Wohlstand des Wirtschaftswunders hineinwachsenden Publikums auf die SPD konzentrierten.“ (S. 753). Mit der wach-

senden Macht des Kanzlers ähneln die Kampfmethoden denen Treitschkes immer mehr (vgl. Fall Schroth-Harley) und Kapitalkonzentrationen, steigende Macht der Wirtschaftsverbände begleiten das Wirtschaftswunder, das dem Großbürgertum den „ihm gebührenden Platz im Staat“ einräumt. Ein echter Pritz-koleit, voll von Fakten und Zusammenhängen, deren Kenntnis dem Verständnis der Gegenwart nur dienlich sein kann.

Dr. Wolf Donner

HANS PETER

PROBLEME DER VOLKSWIRTSCHAFT

Eine allgemeinverständliche Einführung. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt. 284 S., 18 DM.

Der im Sommer 1959 verstorbene Tübinger Ordinarius für Volkswirtschaftslehre legte zeit-lebens großen Wert auf ständige Verbindung mit der Praxis. Nicht zuletzt deshalb lehrte er zugleich an der Frankfurter Akademie der Arbeit und erläuterte fortlaufend im Süd-deutschen Rundfunk das wirtschaftliche Tages-geschehen. Aus mehreren hundert dieser Vor-träge, gehalten in dem Jahrzehnt von 1949 bis zum Tode des Verfassers, wurden von ihm 73 ausgewählt und, nach Sachgebieten geordnet, in dem vorliegenden Buch zusam-mengefaßt. Dessen besonderer Reiz liegt darin, daß Prof. Peter an das aktuelle wirtschaftliche Geschehen mit der Sonde wirtschaftswissenschaftlicher Erkenntnis herangeht und je-weils die theoretischen Fragestellungen und — gegebenenfalls — Lösungsmöglichkeiten herausarbeitet. Zugleich gestattet das Buch eine Rückschau auf wichtige wirtschaftliche Vorgänge während der Wiederaufbauperiode des letzten Jahrzehnts.

Das vorliegende Buch ist also kein Lehr-buch, auch keine Einführung in die Volks-wirtschaftslehre im üblichen Sinne, sondern es sind, wie der Verfasser in einem kurz vor seinem Tode formulierten Entwurf zum Vor-wort ausführte, „vorzugsweise theoretische Einzelprobleme ... die allgemeines Interesse hatten. Sie sind hier unter sachlichen Gesichtspunkten geordnet und können dem Leser zur volkswirtschaftlichen Orientierung dienen, wenn es ihm um grundsätzliches Verständnis zu tun ist.“

Prof. Peter ist vielen Gewerkschaftern vor allem als Kritiker der neoliberalen Wirt-schaftstheorie bekannt. In mehreren Aufsät-zen geht es um die Auseinandersetzung mit dem Neoliberalismus, sie sind vor allem im Abschnitt „Freiheit und Planung“ zu finden. Weitere Aufsätze behandeln Arbeits-, Lohn- und Preisprobleme, Grundfragen der Wirt-schafts- und Sozialpolitik, Probleme der Kapitalbildung und der Konjunktur, die Ratio-nalisierung und Automation sowie internatio-nale Wirtschaftsfragen.

G. P.